

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 2.

Jährlich 24 Doppelnummern in Hefen;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 18. Januar 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

## Gabriele.

Novelle von Otto Noquette.

(Fortsetzung.)

„Ich muß ja wohl bleiben,“ entgegnete Arno. „da Gisela ihr mein Hiersein meldet. Auch wüßte ich nicht, warum ich nicht ganz gelassen vor ihr stehen könnte. — gesetzt, daß sie sich durch meine Gegenwart nicht etwa abhalten läßt, bei Ihnen einzutreten. Aber, liebe Mama, Ihr Sohn wird sich vor der Gräfin recht schlecht präsentiren! Schon längst ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß meine Reiseleidung in Ihrem Salon sich ganz niederträchtig ausnimmt! Sie waren nachsichtig, die Gräfin wird es weniger sein. Ich will doch heute noch in eine Kleiderhandlung gehen und mich angemessener ausstatten.“ Die Mutter klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: „Das ist recht von Dir, mein Sohn! Wenn Du mir nur gestatten wolltest, auch etwas dazu beizutragen!“

Gleich darauf trat die Gräfin Erlach, gefolgt von Gisela, in das Zimmer. Arno ersaute über die Leichtigkeit, mit der die vollendete Weltbame über das Wiedersehen hinwegkam. Wie man eine flüchtige Bekanntschaft begrüßt, warf sie ihm einen nicht unfreundlichen Blick zu, um sich mit großer Herzlichkeit der Hausfrau zuzuwenden und sogleich das Gespräch zu beginnen. Sie hatte Pelz und Kapuze draußen abgelegt, und erschien im ansehnlichsten Gesellschafts-Anzuge. Es sei bei ihr noch Vormittag, so berichtete sie, da sie erst um fünf Uhr einer Einladung zu Tische folgen wolle. Die Stunde bis dahin hoffe sie bei ihrer lebenswürdigen Tante zubringen zu dürfen. Arno mußte sich eingestehen, daß sie erst jetzt zur ganzen Entwicklung ihrer Schönheit gelangt sei. Aber es schien ihm zugleich, als ob hinter all der angenehmen Form und Sicherheit etwas von latter Berechnung stecke, ja sogar, daß ihre rasche Führung der Unterhaltung einen Grad von Unsicherheit verbergen sollte. Er selbst hatte gar nicht die Absicht, in ihrer Gegenwart den bloß schweigenden Zuhörenden zu spielen, sondern mischte sich getrost in das Gespräch. Es kam sogar vor, daß er sie dabei einmal Cousine nannte, was sie nicht überhören konnte und leicht hin gelassen ließ. Auch seine ungesellschafliche Reiseleidung schien sie nicht zu beanstanden. Die Gräfin war auf ihrer Reise durch Italien, an der Seite ihres Gatten, häufig mit jungen Künstlern in Verkehr getreten, und zwar in den Bergen, in abgelegenen, malerischen Gebirgsnestern, wo sie sich an manches verschöfene Wanderkleid ihrer Gefährten gewöhnt hatte. Und wenn nun zwei Leute einander begegnen, welche beide in Italien gewesen sind, so wirken die Namen Rom und Florenz auf sie wie freimaurerische Erkennungszeichen, und das Gespräch zwischen ihnen wird lebhaft, rauschend, zuweilen in seiner Ausschließlichkeit rücksichtslos gegen die übrigen Anwesenden. So weit gingen Gabriele und Arno freilich nicht, wenn auch jedes aus seinem Hinterhalt mehr heraustret, als Absicht gewesen war. Die Mutter und Gisela fühlten sich auf's Beste unterhalten, besonders das junge Mädchen, welches zuweilen aufjubelte, wenn Arno auf irgend einen komischen Zug aus dem Volksleben hinwies.

Da brachte die Hausfrau das Gespräch auf Arno's Freund, den Maler Lambert, sprach von dem Unglücksfalle, den derselbe erlitten, und von den Verpflichtungen, die ihr Sohn für ihn übernommen. Die Nennung dieses Namens übte eine für Arno erkennbare Wirkung auf

Gabrielens Haltung aus. Doch that er, als ob er nichts bemerkt hätte, und auch die Gräfin zeigte gleich wieder ihre gefasste Ruhe. Arno kannte die leidenschaftliche Verehrung Lambert's für Gabriele, er wußte, daß der

Maler ihr Briefe nach Deutschland geschrieben, deren einige auch von ihr beantwortet worden waren. Gelesen hatte Arno sie nicht, aber aus dem Glücksgefühl des Empfängers konnte er auf den Inhalt schließen. Er



Unschlüssig. Von E. Alvarez. — Siehe Seite 15.  
Original im Besitze Ihrer Majestät der Königin Elisabeth von Spanien.

wußte ferner, daß Lambert den Wohnort der Gräfin nur aus dem Grunde zum Aufenthalt gewählt hatte, um ihr Portrait zu malen, was ihm von ihr auch zugestanden worden war. Dies Alles verschwieg Arno, um nicht etwa in eine Vertrauensstellung zu gerathen. In Gabrielen aber stieg der Verdacht auf, — ja er wurde ihr zur Gewißheit, daß Arno von diesen Dingen unterrichtet sei. „Kennen Sie Herrn Lambert schon längere Zeit?“ fragte sie.

„Erst seit dem letzten Sommer, wo wir uns in den Sabiner Bergen fanden, nicht gerade um uns innigst zu befreunden, sondern unsere Mußestunden gemeinsam zu genießen.“

„Der arme junge Mann!“ sagte die Gräfin. „Ich habe nämlich vor zwei Jahren, da ich mit meinem Gatten in Italien war, seine Bekanntschaft gemacht. Mein Diener soll noch heute zu ihm gehen und anfragen, wie ich ihm etwa nützen könnte. In welchem Hotel sind Sie mit ihm abgestiegen?“

Arno nannte, ein wenig zögernd, den „Wilden Mann“, ein Hotel, dessen Namen weder die Gräfin noch Gisela je gehört hatten, welches Frau Steinberg aber als eine schmutzige Spelunke kannte, eine Anspannung, in der ärmere Marktleute ein Unterkommen suchten. „Nein,“ rief sie, vor Erstaunen in die Hände schlagend, „das geht zu weit! Da muß ich dreinsprechen! Einmal, daß Du in einer solchen Wirthschaft absteigst, und gar, daß Du Deinen Kranken nicht besser untergebracht hast. Er gehört in das städtische Hospital, wo er zum Besten verpflegt werden wird. Ich nehme Dir den Kranken weg, und Doctor Homann wird mir dabei helfen. Keine Einwendungen, mein Sohn! Diesmal werde ich selbstständig handeln, auch gegen Deinen Willen!“ Sie lächelte bei diesen Worten, obgleich sie eigentlich ärgerlich war. Auch in Gabrielen's Gesicht war ein Zug von lächelnder Gemüthsruhe zu lesen, als sie sich gleich darauf verabschiedete.

Die Vermuthungen der Mutter über ihres Pflege-sohnes entsetzungsvolle Lebensweise waren begründet genug. Sein übermäßiger Stolz, in welchem er verschmähte, etwas zu empfangen, was er sich nicht durch eigene Arbeit verdient hatte, trieb ihn zu Entbehrungen, die seinen Umgebungen in Italien auffielen. Man schüttelte den Kopf über einen jungen Mann, der, wie Manche wußten, in wohlhabendem Hause erwachsen war und doch auf jedes Behagen verzichtete. Wovon lebte er eigentlich? fragten wohl diejenigen, die ihn näher kannten. Die kleinen Aufsätze, welche er in gelehrte Zeitschriften nach Deutschland schickte, konnten ihm doch kein genügendes Einkommen bieten! Und wie machte er es möglich, für besondere Fälle immer noch ein Scherflein zurückzuliegen? Er lebte freilich sehr frugal. Wie dem italienischen Landbewohner, genügte ihm oft ein Stück trockenes Brod und eine Zwiebel, oder ein Apfel für den ganzen Tag. Wurde er beim Verzehren einer solchen Mahlzeit ertrapyt, dann lachte er und behauptete, diese Kost sage ihm am meisten zu. Es kam vor, daß wohlhabende Freunde, die das nicht länger mit ansehen mochten, ihm Anerbietungen machten, seine Lage zu verbessern. Aber in einer Empörung, die bis zu zornigster Abwehr wuchs, wies er ein solches Entgegenkommen zurück, und man mußte ihn eben laufen lassen. Nachdem er sich dann eine Reihe von Jahren im Süden so, man kann sagen durchgehungert hatte, mußte er an die Heimkehr denken. Dafür hatte er seit langer Zeit kleine Münzen, Stück für Stück, bei Seite gelegt, bis er das Reisegeld beisammen glaubte. Um Lambert's Kasse war es zwar besser bestellt, da er den Erlös für ein Portrait in der Tasche hatte, bei seinem körperlich elenden Zustande aber konnte er nichts dagegen einwenden, daß Arno den „Wilden Mann“ zum Unterkommen wählte. Der Maler war nun bereits durch Doctor Homann's und seines Collegen Hilfe in das Hospital aufgenommen, wo man ihn, wenn auch nicht so bald, als die jungen Männer erwartet, doch völlig herzustellen hoffte.

Als Arno Horst am Tage nach seiner Heimkehr in das Zimmer trat, sahen ihn die beiden Damen mit Besremden an, Gisela brach sogar in ein lautes Gelächter aus. „Was giebt es denn?“ fragte er. „Seid Ihr so erfreut über meinen neuen Anzug?“

„Wie der Tischlerlehrling bist Du angezogen, der manchmal zum Ausbessern in's Haus kommt!“ rief Gisela. „Nur daß der Jakob ein kurzer Bursche ist, bei dem man sich die Jacke gefallen läßt! Du aber, ein ausgewachsener junger Herr, — und in einer naturtuchnen Jacke!“ Das junge Mädchen sprang lachend um ihn herum und betrachtete ihn von allen Seiten.

„Mein lieber Arno,“ begann die Hausfrau ruhiger, „dies Kostüm kann unmöglich nach Deinem Geschmack sein! Gesteh' offen, Du bist in einer ganz untergeordneten und billigen Kleiderhandlung gewesen und hast Dir auch da wieder das Wohlfeilste ausgesucht, was zu finden war? Ich wünschte darin eine Aenderung und zwar zu Deinem eigenen Besten. Meinen Sohn will

ich, weder in meinem Hause, noch unter den Leuten, der Lächerlichkeit ausgesetzt sehen.“

Arno gab die Annahme der Mutter etwas verlegen, aber mit einer heiteren Wendung, zu. Frau Steinberg verließ schweigend das Zimmer.

„Nein!“ rief Gisela, „wir wollen Staat mit ihm machen! Und ich will doch sehen, ob ich diesen Tropf von Bruder, der im Lande der Schönheit alles Schönheitsgefühl preisgegeben hat, — ob ich den nicht herumtriebe? Denkst Du denn, daß ich mit Dir so über die Straße gehen werde. Arno, Du siehst scheußlich aus, und wenn ich zu wählen hätte zwischen Deiner Reisetracht und der heutigen vom billigen Manne, ich würde der ersten den Vorzug geben. Und jetzt höre: Du brauchst einen hübschen Anzug für gewöhnlich, einen eleganten Gesellschafts-Anzug und einen Ball-Anzug —“

„Ball?“ rief Arno lachend dazwischen.

„Allerdings! Denn wir werden zusammen auf Bälle gehen, und Du wirst höflich genug sein, mit mir zu tanzen. Gabriele geht damit um, einen Ball zu geben.“

„Gabriele? Wie? und ich auf ihrem Balle?“

„Das versteht sich! Mama liebt Bälle nicht mehr, und so mußt Du ihre Stelle als mein Ballvater vertreten. Du fühlst Dich hoffentlich dadurch sehr geschmeichelt?“

Frau Steinberg kam zurück. „Wenn Du mit uns zusammenleben willst, mein Sohn, so wirst Du Dich wenigstens einigen unserer Wünsche anbequemen müssen,“ so begann sie. „Ich will, daß Du dieses zur Verbesserung Deiner äußeren Verhältnisse verwendest. Es ist mein mütterliches Recht, dies zu wollen, und es ist Deine Pflicht mir darin zu willfahren.“ Sie ergriff seine Hand und legte ein nicht leichtes Küsschen in dieselbe. Er zuckte zurück, schüttelte den Kopf, und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Dann ging er zum Tische und legte die Gabe nieder, mit einer Miene, als wäre ihm das kränkendste Unrecht geschehen. Die Mutter beobachtete ihn. Unmuth und zugleich ein schmerzliches Gefühl überkam sie. Schweigend ging sie zu ihrem Fensterplatze, um zu verbergen, daß ihre Augen feucht wurden. Gisela blickte etwas verwundert von Einem zum Anderen. Dann sprang sie zum Tische, ergriff das Küsschen und steckte es mit rascher Hand in Arno's Westentasche. Und, eine Walsermelodie singend, umschlang sie den Bruder, mit dem Bestreben, ihn tanzen zu machen. „Ohne Umstände!“ rief sie. „Hast Du das Tanzen verlernt, so übe ich Dich ein zu Gabrielen's Ball!“

Es wurde ihr nicht leicht, den Widerstrebenden nur von der Stelle zu bringen. Da plötzlich genügte ein Blick Arno's auf die Mutter, um die Scene zu verändern. Er eilte auf sie zu, sank vor ihr auf die Knie und bedeckte ihre Hand mit Küßchen. Sie aber, aufathmend vor Freude, griff mit beiden Händen in sein reiches Haar und drückte einen Kuß auf seine Stirn, während Gisela vergnügt in die Hände klatschte. Sie fühlten sich alle Drei sehr glücklich: die Mutter, weil sie sah, daß er nachgegeben und sie noch Einfluß auf ihn hatte; Arno, weil er seinen Troß überwunden fühlte und Gisela, weil sie die beiden Anderen beglückt sah.

Es dauerte nicht lange, so ging Arno Horst nicht anders gekleidet einher, als alle übrigen jungen Herren und Federmann, besonders die Frauen, fanden, daß er eine sehr gute Figur mache. Er selbst kam sich in kurzer Zeit wie ein neuer Mensch vor, wovon freilich die äußere Umwandlung nicht die Ursache war. Daß er seinen Stolz einmal niedergelämpft, daß er dem Wunsche der Mutter nachgegeben hatte, brachte ihm ein Gefühl innerer Erlösung, welches ihn auch seinen Umgebungen und Verhältnissen besser Rechnung tragen ließ. In manchen Augenblicken tabelte er sich bitter über seine Zurückweisung, weil sie die Mutter schmerzlich berührt haben mußte. Er sagte sich, daß die Schule der Entbehrung, die er sich in einer Reihe von Jahren selbst auferlegt hatte, ihm nicht schaden könne, daß er aber, wenn er in widerpenstiger Abgeschlossenheit verharrte, zum Sonderling werden mußte. Ja er fürchtete, es in manchen Stücken schon zu sein. Das durfte er aber nicht, wenn er, in die alten Verhältnisse heimkehrend, eine öffentliche Stellung einnehmen und von ihr aus künftig in größerem Kreise wirken wollte. Kannte er doch bereits manche gelehrte alte Vogel-scheuche, die, bei anerkanntem Wissen, aber äußerlicher Vernachlässigung, als lächerliche Erscheinung unter den Leuten einherging. Er fühlte sich auch äußerlich freier, seitdem er sich innerlich nicht mehr verbergen mochte.

Das Zusammenwohnen mit Lambert, der inzwischen als geheilt aus dem Hospital entlassen worden war, hatte Arno aufgegeben, und der Maler hatte keinen Einspruch dagegen gethan. Ihre Gemeinsamkeit war eigentlich nur durch die italienischen Umgebungen bedingt gewesen. Jetzt sahen sie einander seltener, da Jeder für sich beschäftigt war und ein innerliches Bedürfnis sie nicht an einander fesselte. Doch wußte Arno, daß Lambert ein Atelier gemiethet und die Gräfin Erlach ihm die erste Sitzung zugesagt hatte. Inzwischen war Horst in seine

kleine Stellung am Museum eingetreten und rüstete sich zu einer größeren Arbeit, zu welcher er reichliche Studien verwerthen konnte. Obgleich er nun nicht im Hause der Frau Steinberg wohnte, hatten sich die Seinen doch nicht über Vernachlässigung zu beklagen, denn täglich, — manchen Tag ein paar Mal, — zog es ihn dorthin, um Gisela's reizende Spöttelien auf sich zu locken, mit ihr über Kunst zu sprechen, sie darin zu belehren, ihr kluges Auffassen, ihren lebhaften Geist zu bewundern, — oder auch nur mit dem fröhlichen Mädchen zu plaudern und zu lachen. Die Mutter hatte ihre Freude an dem Verkehr der Kinder und lachte selbst dabei mehr, als sie seit Jahren gelacht hatte. Das junge Mädchen übte bald einen Zauber auf Arno, dessen er sich bewußt war. Und doch liebte er sie nur wie der Bruder die Schwester, ja das kundigste Auge hätte keine andere Beziehung zwischen ihnen wahrnehmen können.

Nun war aber nicht zu umgehen, daß er auch der Gräfin Erlach seinen Besuch machte. Mit der Mutter hatte er über sein früheres Verhältniß zu Gabriele nicht wieder gesprochen, und Frau Steinberg mochte auch an überwundene Dinge nicht rühren. Gisela jedoch, die in ihrer Arglosigkeit die schöne Gräfin bewunderte, drang darauf, daß er dem verwandtschaftlichen Verhältniß sein Recht gebe, denn Gabriele sei doch nun einmal seine Cousine.

Wirklich machte er sich eines Tages auf den Weg zu ihr, gerüstet mit allen Waffen des Stolzes, für den Fall, daß sie ihn allein empfangen, und ein Gespräch unter vier Augen über die Vergangenheit beginnen würde. Aber seine Waffen durften in Ruhe bleiben, denn sie war nicht zu Hause, und er konnte nur seine Karte abgeben. Dafür erhielt er einige Tage darauf bereits von der Gräfin eine Einladung zu einer kleinen Mittagsgesellschaft. Aergertlich wollte er ablehnen, allein die Borausicht, daß er der Dame doch nicht völlig werde aus dem Wege gehen können, bewog ihn, anzunehmen. Er trat in einen auserwählt aristokratischen Kreis von etwa fünfzehn Personen, unter denen er auch seinen Kameraden von Italien her erblickte, den Maler, der hier als Herr von Zastrow seine Rolle spielte. Lambert war in der That der Träger eines alten Familiennamens, stammte aber von einer dunklen Nebenlinie, die ihm nichts als den Namen zu vererben hatte. Die schöne Wirthin kam Arno auf's Freundlichste entgegen und bot ihm die Hand zur Begrüßung. Dem Gaste aber konnte nicht wohl werden in dieser Gesellschaft; er fand die Unterhaltung fade, abgeschmackt, vielfach unverständlich, da er als Fremder all die persönlichen Beziehungen nicht kannte, auf welche man anspielte. Er wunderte sich über Lambert, der, obgleich eben so fremd, sich doch das Wort hin und wieder zu erobern wußte und lech mitsprach. Horst erkannte in ihm den Maler gar nicht wieder, den er nur in der vertragenen grauen Zoppe und in den bescheidensten Verhältnissen gesehen hatte. Endlich überkam ihn die Langeweile bis zur Ungeduld, und er segnete den Augenblick, der den Aufbruch gestattete. Er sehnte sich nach Erholung, und wo war diese besser zu erwarten, als im Hause seiner Familie? Die Schilderung, die er den Frauen machte von den Genüssen, die er ausgestanden, den Unterhaltungen, die er angehört, erregten die Heiterkeit der Mutter, während Gisela, zwar auch lachend, doch immer wiederholte, so langweilig könne es in Gabrielen's Gegenwart gar nicht gewesen sein.

Die Carnevalszeit hatte inzwischen begonnen, ihre Fluth von Zerstreungen über die Stadt zu verbreiten. Arno Horst spürte davon für's Erste nur wenig, er lebte bei seiner Berufstätigkeit und Arbeit und im Verkehr mit seiner Familie glücklichere Tage als jemals. Als er an einem Vormittag am Rande der Anlagen nach der Wohnung seiner Mutter ging, bemerkte er aus einem der heranrollenden Wagen ein wiederholtes Winken. Gleich darauf hielt der Kutscher, und als Arno schärfer zusah, erkannte er die Gräfin Erlach, welche ausstieg, und ihm ein Zeichen gab, näher zu treten. Sie grüßte kurz, und indem sie sich zu ihrer Gesellschafterin in den Wagen zurück wendete, rief sie: „Fahren Sie nur allein nach Hause! Ich dränge mich meinem Better, Herrn Horst, zur Begleitung auf, da ich etwas mit ihm zu besprechen habe.“ Der Wagen rollte weiter, und Arno, erstaunt genug, konnte nur durch eine stumme Verbeugung entgegen. Die Gräfin aber nahm seinen Arm, als wäre das etwas Selbstverständliches, und lenkte in einen Fußweg des winterlichen Parkes ein. Der so Begünstigte hätte nicht gedacht, daß er sich mit Gräfin Gabriele von Erlach jemals Arm in Arm öffentlich werde sehen lassen, und war gespannt auf das, was sie mit ihm zu besprechen haben wollte.

„Ich komme von einer Sitzung aus Zastrow's Atelier,“ begann sie, — „hoffentlich der letzten! Er kann sich nicht genug thun, an der Ausführung des Portraits, obgleich es ja längst fertig ist, — so fertig, als er es zu Stande bringen kann.“

„Ist es nicht ähnlich geworden?“ fragte Arno.  
„Ähnlich mag es ja sein. Andere, die es bereits gesehen haben, finden es vortrefflich. Aber mir gefällt seine Manier nicht. Es ist so etwas Blutloses, Berhimmeldes darin, — ich kann mir nicht denken, daß ich so aussehe. Seine Manier mag immerhin Mode werden. Er hat bereits mehrere Bestellungen erhalten. Wenn ihm damit genügt ist, so soll meine Aufgabe erfüllt sein. War sie doch eine Art von Verpflichtung gegen meinen verstorbenen Gatten, und die Langeweile dabei will ich mit in den Kauf genommen haben.“

„Aber Zastrow gehört doch sonst zu den recht unterhaltenden Leuten!“ sagte Horst, an die letzten Worte anknüpfend.

„Das fand auch Graf Erlach, und ihm zu Gefallen fand ich es mit. Er hatte an den Späßen, lustigen Geschichten und Todeleien des jungen Mannes seine Freude, und da der Graf damals schon viel leidend war, gönnte ich ihm diese Freude. Sie kennen ja Zastrow genauer, — finden Sie nicht, daß er in Italien eigentlich sozusagen angenehmer war, als er sich hier giebt?“ Gabriele wartete die Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: „Ich verstehe nicht viel von der Malerei, aber ich bin überzeugt, er hat wenig Talent. Ihre Skizzenbücher, welche ich kürzlich bei Gisela durchblätterte, zeigen viel mehr wahres Talent.“

„Oh!“ rief Arno überrascht, „die Kleine hat Verstand geübt? Ich selbst würde Ihnen diese Scherze nie vorgezeigt haben.“

„Davon bin ich überzeugt! Sie haben genug andere Gaben, um dergleichen als Nebensache zu betrachten, bei Zastrow aber vermisste ich es als die Hauptsache. Nun, für ihn ist es immerhin ein Glück, daß er durch seinen Namen zur Gesellschaft gehört.“

Horst ließ unwillkürlich ein leises Räuspern vernehmen, welches Gabriele zu verstehen glaubte. Sie zog ihren Arm aus dem seinen und sah ihm in's Gesicht. „Ich irre mich hoffentlich!“ sagte sie. „Sie haben nichts Berlegendes in meinen Worten gefunden. Ein Mann, wie Sie, wird trotz seiner bürgerlichen Geburt stets zur Gesellschaft gehören, wenn, — er es in seinem Stolze nicht unter seiner Würde hält, zu ihr zu gehören. Es giebt aber Leute genug, die nur durch ihre Geburt das Recht haben, ihr zugeführt zu werden, und ihr Dasein dadurch zu kränken. Solche Elemente sind für die Gesellschaft oft lästig und beschwerlich, — ich weiß es nur zu gut. Aber sie machen zuweilen doch ihr sogenanntes Glück. Bin ich doch auch nicht viel anders, — zu diesem Glücke gelangt! Ich mußte in meiner Jugend viel, — ja Alles opfern, um eine Stellung in der Gesellschaft zu behalten. Wenn alte Erfahrungen noch nicht völlig in Ihrem Herzen erloschen sind, — so werden Sie das verstehen.“

Arno stutzte, da sie mit rascher Wendung freiwillig auf ein Thema gekommen war, das er nicht mehr beiruhigen wollte. Und schnell, mit einem leichten Ausdruck von Spott in seinem Tone, entgegnete er: „Aber Frau Gräfin, wie sollten wir Beide uns über alte Erfahrungen unterhalten? Was ich in unreifer Jugend etwa erfahren habe, gehört mehr den humoristischen Erinnerungen an. Vergangen ist eben vergangen! Ich bin überzeugt, Sie sind ganz derselben Meinung.“

Gabriele schwiegte einige Augenblicke. „Nicht so ganz!“ entgegnete sie darauf. „Doch für's Erste, — wie Sie wollen! Es ist auch wohl nicht die Stunde, — meine Meinung auszusprechen. Aber es muß noch geschehen, als Rechtfertigung oder Selbstanklage, — kurz, ein ander Mal! Aber sehen Sie, da sind wir schon in der großen Allee angelangt, die geradezu auf das Steinberg'sche Haus zuführt!“

Arno war nun doch beinahe neugierig auf die Bekanntschaft, die Gabriele ihm in Aussicht stellte. Sie aber hatte bereits wieder seinen Arm genommen und eine leichte Unterhaltung über den Ball, den sie geben wollte, angeknüpft, dazwischen lachend, daß sie in den tiefsten Schnee gerathen waren, da die Allee vorwiegend als Reitweg benutzt wurde.

Zu derselben Stunde saß Frau Steinberg auf ihrem Fensterplatze bei einer Stickerie. Da blickte sie auf und fuhr fast zusammen vor Schreck. Es war keine Täuschung! Da kamen Arno und Gabriele die Allee herauf, Arm in Arm, dem Anschein nach in vergnügtester Stimmung, — ja, Arm in Arm, wie sie Beide vor sieben Jahren vor sich gesehen hatte! Was war vorgegangen? Es war nicht Freude, mit der sie die Näherkommenden betrachtete. Da aber sprang Gisela lachend aus dem Nebenzimmer, wo sie gezeichnet hatte. „Mama!“ rief sie, „laß Dir den kostbaren Anblick nicht entgehen! Gabriele und Arno, — sie treten Bahn im Reitwege! Wer hätte den Beiden diesen Uebermuth zugetraut? Nein, sieh doch Arno stampfen! Ach, und Gabrielen's zartgewöhnte Füßchen knöcheltief im Schnee!“ Sie gab vom Fenster aus lachend Zeichen ihres Beifalls, während die Mutter ihnen in ernster Spannung entgegen sah.

Die Abenteuer trafen bald darauf ein, und ließen

sich von Gisela's guter Laune mitnehmen. Auch die Hausfrau verwarf ihren Argwohn, als sie erfuhr, daß Gabriele nur komme, um sie persönlich zu ihrem Balle einzuladen.

Die Vorbereitungen zu diesem Balle wurden von Mutter und Tochter nun eifrig betrieben. Gisela tanzte wohl gern, gelangte aber nur selten zu diesem Vergnügen, trotz der günstigen Verhältnisse ihrer Mutter. Frau Steinberg war nicht mehr in den Jahren, wo man rauschende Geselligkeit liebt, und auch um ihrer Gesundheit willen zu einer ruhigen Lebensweise verpflichtet. Sie lebte mit ihrer Tochter, mehr abseits des geselligen Treibens, in einem engeren Kreise, in welchem sie Gisela doch alle gewünschte Freiheit gönnte. Außer bei kleinen Familientänzchen, zu welchen das junge Mädchen auch wohl allein fahren und wieder abgeholt werden konnte, hatte Gisela den Tanzplan noch nicht kennen gelernt. Sie war bescheidenen Sinnes, nahm fröhlich hin, was sich an geselligen Vergnügen bot, ohne nach solchen begehrlisch zu sein, welche durch die Verhältnisse des Hauses schwer zu erringen gewesen wären. Um so größer war ihre Freude, jetzt einen vornehmen Ball kennen zu lernen, und zwar unter dem Schutze brüderlicher Begleitung. Auch Frau Steinberg war überzeugt, daß gegen diese Begleitung nichts einzuwenden sei, denn die Kinder waren ja Bruder und Schwester. Der Einzige, der dem Balle gegenüber bedenklich blieb, und nicht ohne Kopfschütteln an seine Aufgabe denken konnte, war Arno. Es erschien ihm, wenigstens für sich selbst, höchst abgeschmackt, in einer ihm völlig fremden Gesellschaft sich unter den Tänzern sehen zu lassen, auch traute er sich für diese Kunst keine Befähigung zu, so sehr auch Mutter und Schwester ihn des Gegentheils versicherten. Dennoch beschloß er, den Seinen zu Liebe, Alles über sich ergehen zu lassen, und seufzte dem festlichen Abend entgegen.

Die Gräfin Erlach hatte nicht übermäßig viele Einladungen ergehen lassen, dafür aber eine außerordentliche Ballgesellschaft versammelt, welche sich durch die schönen, erhellten Räume bequem vertheilen und bewegen konnte. Als Horst und Gisela eintraten, leßtere doch mit einigem Herzklopfen vor all den fremden, musternden Blicken, eilte Gabriele ihnen mit Herzlichkeit entgegen. Arno konnte nicht umhin, die Wirthin des Festes außerordentlich schön und ihre Kleidung höchst geschmackvoll zu finden, so einfach dieselbe in ihrem schimmernden Weiß seinen Laienaugen auch erscheinen mochte. Gabriele nahm Gisela bei der Hand, um sie in den Tanzsaal zu führen, und winkte Horst, ihr zu folgen. „Aller Augen warten auf Sie!“ flüsterete sie lächelnd zurück, als eine Gruppe von Tänzerinnen den noch unbekanntem Gästen neugierig entgegen sahen. Es war manch' hübsches, aber auch manch' herausforderndes Gesicht darunter, ja auch glänzende Ballseer, welche schon seit mehr als zehn Jahren ihr Tanzrecht beharrlich festhielten und es, vermöge ihres Namens und der Stellung ihrer Familie, noch länger zu vertreten hofften. Als die Gräfin ihnen das in Jugend und Anmuth strahlende, mit Rosen geschmückte Mädchen zuführte, richteten sich viele kritische, musternde, auch mißbilligende Blicke auf Gisela, die hier Niemand konnte und sich selbst unter lauter ihr Fremden sah. Von den Veteraninnen des Ballsaales schien die Parole unbedingter Ablehnung auszugehen. Dafür war Gisela aber sofort von einem Kreise von Tänzern, in Uniform und Frack, umgeben und ihre Tanzart füllte sich schnell von oben bis unten. Doch war es für Gisela ein Trost, daß die Gräfin sie in der Obhut ihrer Gesellschafterin, einer älteren Dame zurückließ. — Nicht so zurückstoßend wurde Horst von der tanzbaren Schar betrachtet, als er vorgestellt wurde. Einige Augen blickten ihm sogar mit recht ledem Wohlwollen entgegen, und man schien seine Anforderung zu erwarten. Als er aber mit stummer Verneigung zurücktrat, verslog das Wohlwollen, und die Chorführerinnen wendeten ihm den Rücken.

Nun begann der Tanz. Gabriele, als Wirthin, trat nicht mit an, wollte es aber ab und zu einem Tänzer nicht versagen, sie einmal durch die Reihen zu führen. Sie ging durch alle Räume, von Gruppe zu Gruppe, überall mit kundiger Art die Unterhaltung fördernd. In einer Pause fand sie Horst, allein und müßig in den Wirbel der Tanzenden starrend. „Nein, das dulde ich nicht, werther Cousin, daß Sie mir so im Hintergrunde bleiben!“ begann sie. Wollen Sie nicht tanzen, so sollten Sie mir helfen, ein wenig den Wirth zu machen!“

„Den Wirth? Ich? In Ihrem Hause?“ rief er. „Nein, Gräfin, das sind complicirte Pflichten, von welchen ich nichts verstehe!“

„Dann sollen Sie sich wenigstens unterhalten. Nachher tanzen wir einmal zusammen. Aber jetzt kommen Sie!“ Sie nahm seinen Arm und machte mit ihm plaudernd einen Rundgang durch alle Zimmer. Viele Loggnons wurden bei ihrem Vorübergehen zu den Augen erhoben, neugierige Blicke folgten, und hier und da steckte man flüsternd die Köpfe zusammen. Die

Bevorzugung der Gräfin fiel auf, und — sollte vielleicht auffallen. „Ich werde Sie zuerst der alten Excellenz von B. vorstellen,“ sagte Gabriele. „Seien Sie ein bißchen artig gegen die Dame, und reden Sie mit ihr von Italien. Ihr Mann war eine Zeitlang Gesandter in Rom.“ Sie blieb mit Horst bei einer Gruppe älterer Damen stehen, stellte ihn vor und überließ ihn seinem Schicksale. Mit der alten Excellenz kam er dann in eine Art von Unterhaltung, und wenn die Dame von dem, was man sich in Rom ansieht, nur wenig wußte und vorwiegend von Personen aus der damaligen römischen Gesellschaft sprach, so hielt sie Horst doch für einen recht angenehmen jungen Mann, und auch die übrigen alten Damen schienen dieser Ansicht. Nach einer Weile war die schöne Wirthin wieder bei der Gruppe. „Meine Damen,“ begann sie. „ich muß Ihnen meinen Vetter schon wieder entführen. Da ist die Baronin von B., welche ganz ungeduldig wird, ihn kennen zu lernen. Sie müssen mit dem Bruder der Baronin, Legationsrath v. S. zu gleicher Zeit in Athen gewesen sein, lieber Horst, kommen Sie und erzählen Sie der Schwester etwas von Ihrem damaligen Verkehr!“ Sie nahm Arno's Arm und führte ihn fort.

„Aber ich habe keinen Legationsrath v. S. in Athen kennen gelernt,“ entgegnete Horst.

„Ist auch nicht nöthig! Erzählen Sie der Baronin nur von gemeinsamen Ausflügen durch Griechenland. Der Legationsrath kann Sie nicht widerlegen, da er vor einem Jahre gestorben ist.“

„Aber wozu denn eine solche Komödie?“ fragte Arno, beinahe lachend.

„Nun, um der Unterhaltung willen! Sie müssen mir darin zu Hülfe kommen!“

Als die Gräfin mit ihrem Cavalier das Zimmer verlassen hatte, wurde in der Gruppe eine Stimme laut: „Wer ist eigentlich dieser Herr von Horst? Er erscheint, so viel ich mich erinnere zum ersten Male in der Gesellschaft.“

„Ja, und es ist ein wenig auffallend, daß die Gräfin ihn mit Auszeichnung und wiederholt ihren lieben Cousin nennt, sowie sie auch das junge Mädchen, seine Stiefschwester, als ihre Cousine bevorzugt. Wer ist eigentlich dieses Fräulein von Steinberg?“

„Die Steinbergs sind eine bürgerliche Familie!“ sagte plötzlich eine tiefe Stimme. „Sie gehörte einer hochgewachsenen, sehr entschieden blickenden Dame, Frau Generalin v. B. genannt, welche eben vom Saal zurück kam, wo sie sich überzeugt hatte, daß ihre beiden Töchter auch wirklich tanzten. Wir waren mit den Steinbergs eine Zeitlang Gutsnachbarn und standen in recht gutem Vernehmen mit ihnen,“ fuhr sie fort, indem sie Platz nahm. „Aber dieser, — von Horst, ein Stiefbruder des jungen Mädchens? Nicht doch! Die Frau Steinberg war nur einmal verheirathet. Doch da fällt mir ein, — richtig, der verstorbene Steinberg hatte ja einen kleinen Gärtnerjungen so gut wie adoptirt! Das muß dieser Herr Horst sein!“

„Wie? Was? Ist es möglich?“ riefen verschiedene Stimmen.

„Und dann, — wie war das doch?“ fuhr die Generalin fort. „Es muß sogar einmal so etwas wie einen kleinen Roman gegeben haben zwischen Horst und Gräfin Gabriele, da sie noch ein junges Mädchen war!“

„Die Gräfin Erlach? Ein Roman? Mit einem Gärtnerjungen? Erzählen Sie!“ so tönte es im Flüster-tone um die Generalin. Diese legte den Finger auf den Mund und wendete sich prüfend um. Als sie sich überzeugt hatte, daß die Wirthin das Zimmer verlassen hatte, hielt sie im Flüster-tone einen Vortrag, der die aufmerksamsten Zuhörer fand. Nicht lange darauf trennte sich dieser Kreis, und jedes Mitglied fühlte das Bedürfnis, das eben Erfahrene, verändert, ausgeschmückt und übertrieben, mit Genußthuung weiter zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

### Gedankensplitter.

Ein Glüd, das Dir nicht zugewandt,  
Willst Du gewaltsam nun erjagen?  
Das heißt, Du willst mit Deiner Hand  
Aus einem Kiesel Funken schlagen.

Albert Roderich.





Die neue Favoritin. Von Martin Gimenez. — Siehe Seite 15.





„Zärtlichen Zorn und sanfte Weigerung, muthwilligen Zwist und frohen Frieden, Lächeln, Wörtern und süße Thrämentropfen, abgetrocknete Seufzer und seufzige Küsse: all' diese Dinge, denen sie Körper gab, obgleich sie keinen hatten, schmolz sie zusammen, härtete sie langsam an einem gelinden Feuer und bildete den so wunderbaren Gürtel daraus, der sich um ihre schöne Seite schlang“, heißt es in Tasso's befreitem Jerusalem von der zauberisch schönen Armida.

Bei den alten Germanen bildete der Gürtel ebenfalls eines der wichtigsten Bestandtheile ihrer Tracht. Der Gürtel war es, welcher das einfache Gewand unserer Vorfahren, den Mantel oder Rock aus Linnen oder Thierjellen, zusammenhalten mußte. Es war dies anfangs zwar nur eine einfache Schnur oder ein Lederriemen. Doch es währte nicht allzulange, so entwickelte sich auch bei unseren Vorfahren aus dem einfachen Leibgürte eines der kostbarsten Toiletten- resp. Schmuckstücke.

Diese Feinheitsgürtel waren von Leder, Brocat, Sammet, Seide und anderen kostbaren Stoffen gefertigt. Man verzierte sie ebenfalls reich mit Stickereien, Glasflüssen, Perlen und Edelsteinen. Später wurden sie aus Erz oder Silber getrieben, reich vergoldet und mit Schellen und Glöckchen versehen. In den Gräbern hat man verschiedene solche Metallgürtel aus der Bronzezeit aufgefunden.

Eine besondere Art dieser aus viereckigen Platten zusammengefügten Gürtel war der „Dufing“ oder „Duching“, der, mit Glöckchen und Schellen übersät, fast bis an die Knie herabhängt, und an welchen die Frauen im Mittelalter wie auch während der Renaissance, Fächer, Spiegel, Nischglöckchen, ferner auch Taschen, Schlüssel, Kreuze, eine Schere oder Spindel sowie einen kleinen Dolch zu befestigen pflegten.

„Ein Gürtel golden umschloß den dunklen Scharlachrock, der weit umwallte die Golden —“ liest man im Parzival. Ebenso erzählt Hartmann von Aue in seiner Dichtung „Gerec“ von der liebreizenden Enite: „Dann Frau Enite ward ein spanischer Gurt herumgelegt, den jede Frau so gern trägt —“

Der Kunst des Goldschmiedes boten diese Gürtel, sowie die Gürtelketten und Gürtelschnallen reiche Gelegenheit, sich selbstschöpferisch zu entfalten. In den Truhen und Kasten lagen diese werthvollen Gürtel neben den Spangen (Baugen), Halsketten und „Kandiglen“ reihenweise aufgeschichtet. Nicht selten diente der Gürtel auch als Geschenk für gute Bewirthung oder treue Mitterdienste. Doch nicht bloß als Bestandtheil des Frauenschmuckes stand der Gürtel damals in großen Ansehen, sondern er war zugleich ein sehr wichtiges Object der ritterlichen Kleidung. Die Männer trugen ihn als Wehrgeheiß, ebenfalls mit Schellen und Glöckchen verziert, bis dann später das eigentliche Degengeheiß, die Degenkoppel, welche über die Schulter gelegt wurde, an seine Stelle trat.

Die Geschmackrichtigkeit des überfeinerten achtzehnten Jahrhunderts mit seiner wiedererstandenen neugriechischen Frauentracht rief auch in dem Dasein des Gürtels noch einmal eine Glanzperiode hervor. Dann trat er für einen größeren Zeitabschnitt, wenigstens als dominirender Bestandtheil der Damen-Toiletten, mehr in den Hintergrund. In der Armee hat sich der Ledergürtel bis auf den heutigen Tag erhalten, ebenso wie das Dienstabzeichen der Offiziere, die aus Silber und Seide in den Landesfarben gewirkte Schärpe. In der Mitte unseres Jahrhunderts verschaffte die lannische Tyrannin Mode dem Gürtel wieder eine bedeutendere Stellung als Bekleidungsstück oder vielmehr Schmuckstück der Frauen und besonders der Kinder, aus deren Trachten er sich dann nicht wieder verdrängen ließ.

So hat der Gürtel, wennlich er sich durchaus nicht von dem strengen Gesetze der Mode zu emanzipiren vermocht hat, doch durch alle Jahrhunderte hindurch vom klassischen Alterthum bis zur Gegenwart seine Stellung zu behaupten gewußt, ebensowohl als ein wichtiges Requisite der Damen-Toilette, wie als ein solches der geistlichen und ritterlichen Tracht. In unseren Tagen vorzugsweise beginnt seine Herrschaft im Reiche der Mode wieder bedeutend ausgedehnter zu werden, nicht nur in Gestalt der nie ganz verschwindenden Schärpe von kostbarem Seidengewirk, sondern ebensowohl als fester Leder- und Metallgürtel.

G. Dehmk.

**Kleine Rathschläge.** — Die Decoration größerer Flächen, Pfeiler oder Nischen ist eine schwierige, aber auch eine lohnende Aufgabe, für welche man sich gern einer geringen Mühe unterzieht. Große japanische Schirme und Fächer sind stets sicher, Weisfall zu ernten, warum sollte dies nicht auch bei einem Decorations-Fächer eigener Arbeit der Fall sein? Zu seiner Herstellung bedarf man eines 68 Cent. hohen, 196 Cent. breiten Stückes braunen Packpapiers, welches man mit größeren und kleineren Resten eleganter Tapeten beklebt; goldgemusterte, mit Streublumen verzierte, mit prägnanten Ranken überdeckte Stücke lassen sich in wirkungsvoller Weise zu einem gefälligen Ganzen ordnen. In 24 Cent. Höhe vom unteren Rande klebt man einen Streifen schwarzen Percol über das Papier. Dicht über diesem Stoffrande wird der Fächer mittelst einer durch die 7 Cent. tief gelegten Falten geleiteten Seidenschnur zusammengehalten. Zum Anhängen des Fächers dienen drei Bandschlingen, welche auf der Rückseite der ersten, mittelsten und letzten Falte angebracht sind. Ein bronzierter Palmenzweig, Farn und eine Sonnenblume nebst mächtiger, auch aus Tapeten gewonnenen Schleife vollenden das Arrangement.

E. F.



**Einige Winke über Blumenpflege im Winter.** — Sehr oft hörte ich schon die Klage: „Wie krank und traurig sehen meine Zimmerpflanzen aus und doch gebe ich mir so viel Mühe mit ihrer Pflege! Ich gieße regelmäßig alle Tage, aber trotzdem werden die Blätter gelb und fallen die Blüthen ab. Ich weiß nicht, woran es liegt; ich habe eben kein Glück mit Blumen.“ — Woran es liegt, gnädige Frau? Verzeihen Sie meine Offenheit, gerade an Ihrer gewiß sehr gut gemeinten, aber unrichtigen Behandlung, an der zu reichlichen Kost, die Sie ihren Pflänzchen im Winter zu Theil werden lassen. Die meisten Pflanzen bedürfen dann der Ruhe und einer nur sehr geringen Ernährung. Anstatt die Pflanzen täglich zu bewässern, sollten Sie dies nur thun, wenn die Oberfläche des Erdballens vollständig trocken geworden ist. Wird derselbe immer feucht gehalten, so findet die Luft nicht genügend Zutritt, die Erde verfauert und die Pflanze erkrankt. Deshalb muß man dafür Sorge tragen, daß das Gießwasser schnell abziehe und die Erde recht locker sei. Dies wird dadurch befördert, daß man ihr eine Beimischung von kleinen Stückchen Ziegel- oder Kalksteinen giebt, welche außerdem den Pflanzen Nährstoffe zuführen. Auch ist es sehr vorteilhaft, wenn man von Zeit zu Zeit die Oberfläche mit einem kleinen, stumpfen Kammholz- oder Eisenbleinpaten auslockert, dabei die grünen Algen entfernt und die Erde mehr nach der Mitte zu anhäuft. Das Wasser fließt dann nach den Topfrändern hin und tränkt die dort befindlichen zarten Wurzelspitzen.

Eine kleine Gießkanne mit Antebrause ist zum Begießen am geeignetsten. Die Temperatur des Wassers sollte stets der Wärme des Zimmers, in welchem die Pflanzen stehen, angemessen sein. Treibgewächse können sogar mit bis zu 24° K. erwärmtem Wasser begossen werden. Die Bewässerung darf nicht nach der Schablone geschehen, sondern muß sich nach dem Bedarf der Pflanzen, der ja ein sehr verschiednartiger ist, richten. Erst wenn die dargebotene Nahrung verbraucht ist, gießt man wieder, dann aber reichlich, damit das Wasser zum Abzugslöcher hinausläuft, läßt es aber nicht in dem Unterfasse stehen, sondern entfernt es nach etwa einer Stunde. Eine Ausnahme machen alle Sumpfpflanzen wie Calla, Papyrus u. a., die einen großen Wasserbedarf haben, den man ihnen auch am besten durch die Unterfasse zuführt. Bei denjenigen Gewächsen, welche einzuziehen, wie bei Caladen, Glycerinen, ebenso wie bei den meisten Sacteen, stellt man das Gießen nach und nach vollständig ein. Oft werden die Zwischenräume bei einem Blumentische mit Moos ausgefüllt; das ist auch den Pflanzen insofern zuträglich, als große, plötzliche Schwankungen in der Wärme, wie sie in geheizten Räumen zuweilen eintreten, dadurch gemildert werden; doch muß man dann doppelt vorsichtig beim Begießen sein, da das Moos die Feuchtigkeit hält, und damit warten, bis die Blätter anfangen, schlaff zu werden.

Auch die große Wärme und Trockenheit der Zimmerluft ist ein Grund, weshalb viele Pflanzen in Wohnräumen kränkeln. Viele Gewächse, z. B. die meisten immergrünen mit steifen, harten Blättern, vertragen die Ofenwärme überhaupt nicht und wollen im frostfreien Nebenzimmer überwintert werden. So lange milde Witterung und Sonnenschein es gestatten, suche man den Pflanzen möglichst viel frische Luft zuzuführen, die für ihr Gedeihen eine wesentliche Lebensbedingung ist. Doch muß man Vorsorge treffen, daß sie nicht unmittelbar dem Zuge ausgesetzt werden, der ihnen wie den Menschen schädlich ist.

In den Wohnräumen hat man auch stets gegen den Staub, einen sehr lästigen und zubringlichen Feind, anzukämpfen; daß er die Schönheit und das elegante Aussehen der Pflanzen beeinträchtigt, ist noch sein geringster Fehler, aber er verstopft auch die Poren und erschwert dadurch das Athmen und Verdunsten. Es ist deshalb für die Gesundheit und das Gedeihen der Pflanzen sehr wichtig, daß man die Blätter immer frei von Staub hält, besonders auch die Unterseite, wo sich die meisten Spaltöffnungen befinden. Doch es genügt nicht nur ein trockenes Abwischen, man muß auch oft eine größere Reinigung mit warmem Wasser vornehmen und sich dazu eines Lappchens oder weichen Schwammes, einer feinen Bürste oder eines Pinsels bedienen. Solche häufigen Waschungen sind zugleich das einfachste Mittel zur Reinhaltung oder zur Bekämpfung von Ungeziefer aller Art. Sehr wohlthätig und erfrischend wirkt auch ein wohnmöglich tägliches Besprühen; durch den bekannten kleinen Verstäuber wird den Pflanzen das Wasser fast in nebelartiger Zerstäubung zugeführt. Damen, denen das längere Hineinblasen lästig fällt, können den Gewächsen doch die Wohlthat des Besprühens mühelos erweisen, wenn sie einen Thauspender mit Gummischlauch und Ball zum Drücken benutzen. — Die Sauberkeit und Reinhaltung der Pflanzen muß sich auch auf die Töpfe erstrecken, von denen man von Zeit zu Zeit die sich ansehenden Algen zu beseitigen hat, damit die Luft auch von dieser Seite aus ungehindert Zutritt finden kann.

Wahrlich nicht eine glückliche Hand ist zur Pflege der Pflanzen erforderlich, sondern Kenntniß ihrer Natur, eine aufmerksame Beobachtung und ein liebevoller Sinn, welcher danach strebt, den bescheidenen Bedürfnissen der Pflanzen Rechnung zu tragen und es ihnen auch unter der Ungunst der Wohnräume im Winter behaglich zu machen. Wie willig und dankbar lohnen sie dann die auf sie verwendete Mühe und Sorgfalt! — A. H.

**Briefmappe.**

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Gänseleber-Pastete.** — Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir ein Rezept zu einer feinen, aber nicht zu schwierig zu bereiten Gänseleber-Pastete mittheilen wollten.

Kathalie v. B. in Köln.

**Auffrischen alter Schriften.** — Gibt es ein Mittel, um verblühtene alte Schrift wieder leserlich zu machen?

E. K. in Regensburg.

**Antworten.**

(Auf die besüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Schwarze Schleier (XVII, 21).** — Folgendes Verfahren, schwarze Schleier anzufertigen, kann ich aus mehrfacher Erfahrung bestens empfehlen. Ich löse etwas Gypsengalle in warmem Wasser auf, drücke die Schleier leicht durch und spüle sie kalt nach. Hierauf werden sie durch Gummiwasser gegogen, um sie steif zu machen; dann kloffe ich sie zwischen den Händen halbtrocken und spanne sie mit Stecknadeln zum völligen Austrocknen auf einem Plättchen aus; denn das Bügeln erscheint mir nicht zweckmäßig, weil die Schleier dadurch an frischem Ansehen verlieren.

Elisabeth S. in M.

**Kellerasseln (XVII, 184).** — Man gießt ein wenig Liqueur in eine Weinflasche und schwenkt dieselbe hin und her, daß das Innere der Flasche damit überzogen ist. Dann legt man die Flasche so auf den Boden des Kellers, daß die Thierchen bequem hineinkriechen können. In kurzer Zeit wird die Flasche mit Asseln gefüllt, welche so betäubt sind, daß sie nicht mehr im Stande sind, die Flasche zu verlassen.

Frau Dr. W. in Zw.

**Ruß-Liqueur (XVII, 120).** — Da mein Mann gern zum Frühstück ein Gläschen Ruß-Liqueur trinkt und stets behauptet, derselbe schmecke nicht nur gut, sondern sei auch bei allen Magenbeschwerden von ausgezeichneter Wirkung, lasse ich es mir nicht nehmen, alljährlich einige Flaschen Ruß-Liqueur zu bereiten. Die Rüsse werden am besten vor Johanni, spätestens aber bis Anfang Juli gepflückt. Auf einen Liter guten Spiritus rechne ich etwa 20 Rüsse; ich schneide dieselben in einige Scheiben, thue sie in eine Flasche mit weitem Halse, füge Gewürznelken und in Stückchen gebrochenen Zimmet hinzu und gieße den Spiritus darüber. Die festgeschlossene Flasche bleibt einige Wochen an einem warmen Orte, möglichst der Sonne ausgesetzt, stehen, muß aber häufig umgeschüttelt und zuletzt geklärt werden. Zum Filtriren kann man recht starkes Fianelltuch oder einen Filzbeutel oder Fließpapier benutzen. Hierauf koche ich etwa 1/2 Kilo Zucker mit einem Liter Wasser (nach Geschmack mehr oder weniger) recht klar und gieße es zu dem Spiritus. Der erkaltete und gut durchgerührte Liqueur wird dann auf Flaschen gefüllt, die fest verkorkt und versiegelt werden: Er kann zwar gleich getrunken werden, gewinnt aber durch die Länge der Zeit sehr an Wohlgeschmack. Nach einem französischen Rezept bereitet, schmeckt der Ruß-Liqueur noch viel feiner und kräftiger, ist aber ungleich theurer. Da nehme ich statt des Spiritus guten Cognac, verfähre im Uebrigen wie angegeben, sehe aber nach dem Klären einige Stangen Kandiszucker hinzu.

Frau Henriette an der Ffar.

**Obstessig (XVII, 120).** — Es ist bekannt, daß die billigeren Essigsorten vielfach in einer für die Gesundheit höchst nachtheiligen Weise verfälscht werden; ich ziehe es daher vor, den für unsere Wirtschaft erforderlichen Essig selbst anzufertigen, wozu es mir nie an Material fehlt, da unser Garten reich an Obstbäumen ist. Doch wende ich zur Herstellung des Essigs nur minderwertiges Fallobst an, — das bessere dient zur Bereitung von Wein, Backobst, Gelees, und selbst die Schalen des Obstes können dem zu diesem Zwecke angesammelten Vorrath noch beigelegt werden. Nachdem die ganze Masse fein zerstampft oder zerrieben ist, wird sie mit Zufuß von Wasser ausgepreßt. Der Saft muß in einem offenen Gefäße an einem warmen Orte 8 bis 10 Tage stehen bleiben und täglich umgerührt werden. Der sich bei der Gährung oben absetzende unreine Schaum wird von Zeit zu Zeit vorsichtig abgenommen. Hierauf gieße ich den klaren Rest durch ein reines Tuch in ein Essigfaß und lasse ihn wieder an warmer Stelle stehen und abermals gähren. Erst nach vollendeter Gährung bedecke ich das Spundloch mit einem Stück Leinwand; doch bleibt das Faß noch längere Zeit liegen, ehe ich den Essig auf Flaschen fülle, der dann von angenehmer Säure, klar, wohlschmeckend und der Gesundheit zuträglich ist.

Frau Ida B. in B.



Zimmer-Gewächshaus.

Die Seitenwände von Glas, die Längswände des Daches aus dem gleichen Material, die Querwände aus gewolltem Blech mit ovalem Glaseinsatz. Die unteren Längswände zum Ausziehen, um Luftzutritt und Reinigung zu ermöglichen.